

Das Geheimniß von Birkheid.

Roman von Karl G. Heppner.

Er sah oft hundertmal auf den Stufen der verschlossenen Treppe und dachte sich in die verschiedensten Rollen hinein, die er sich aus Mänteln und Romanen, zu denen er gelangen konnte, zurechtlegte.

Ein bösen Hungerthum hatte er denn wirklich empfunden, als er sich damals, um den Eltern einen rechten Zorn anzuhängen, einen halben Tag und fast die ganze darauffolgende Nacht in seinem Verließ eingeschlossen hatte.

Worum hatte er aber auch heute noch geschwiegen, als ihm der Vater sein kindliches Geheimniß ablocken wollte? Birkheid war im Wiedererwachen des alten Trostes, der sich gegen jeden fremden Eindringling vertheidigt in seine Angelegenheiten wie gegen eine drohende Ueberwältigung schraubte, vielleicht auch aus Instinkt, der ihm sagte: Du weißt nicht, ob die Entdeckung nicht doch noch einmal einen Werth für Dich erlangt.

3. Kapitel.

Gegen Mittag warf sich Hermann in seinen besten Anzug, um sich der Schloßherrin, der Gräfin Adelgunde, vorzustellen, wie es die Anstands-pflicht erschiede.

Als er im schwarzen Salonrock aus seinem Stübchen in den Vorhof trat, hörte er Menschenstimmen und Pferdegetrappel in Schloßhofe. Die Mutter stand an einem der Fenster und blickte mit großem Interesse hinaus.

„Was gibt's denn da draußen?“ fragte er, während er sich die tadellosen Handschuhe anzog; er betrachtete sich schamlos und konnte sich nicht geschehen, als er in den dunklen Kleidern, die er sich unterwegs ange-schafft hatte, eine sehr elegante Figur machte.

„Ach, der Purche des Barons Brinnow.“

„Der Jan?“ fiel Hermann der Mutter sehr lebhaft in's Wort, um dann gelassen und etwas spöttlich hinzuzufügen: „Der berühmte Herr Jan?“

„Er brachte gerade die Gräfin Keesen Herr an die Damen mit der Anfrage, ob heute sein Besuch mit der Schwes-ter genehm sei. Als er gehen wollte, haben ihn die Stallburken zurückgehalten, um ihm den neuen Anzug zu zeigen, der seinen Tadel auf sich dulden will. Jetzt reitet der fürliche Junge das Teufelspferd zu, daß es eine Art hat.“

„So, so! Na, ich kann mich jetzt nicht anhalten. Halte mir den Namen, Mutter, daß mich die Alce—the alte Erlaucht da oben—genädig empfangt. Auf Wiedersehen!“

Er eilte die Stufen vom Vorhof in die Thoreinfahrt hinab. Ob er aber die unmittelbar gegenüberliegende Tre-treppe erklimmte, wenn ihn der am Vorhof stehende Vater zu sich herauf und sagte: „Da schau! Dir den Herr ein-mal an! Was, das ist ein Meister?“

Hermann sah sich den jungen Mann auch wirklich genau an, wie er da oben sich bäumenden Hufschreit sah—ohne Sattel, nur den Halfterriem als Zaum handhabend—aber festgesetzt, als wäre er mit dem Thiere verwaschen. Die Männer ringsum riefen Bravo; die Mädchen bewunderten den Reiter nur stumm, aber mit lachendem Munde, blühenden Augen und hoch-gerühnten Wangen.

Es war auch ein ungewöhnlich schmaler Purche, dieser Jan. Der Hosen konnte er in keinem Zuge ver-legen, aber Wäuter Natur schien ihm nur die Vorträge seiner Nation ausgeübt zu haben. Wiewohl nur mittelgroß, hatte er eine Figur, in der sich Kraft und Gewandtheit mit einer abgesehenen Eleganz vereinigten, mit etwas „Chocleresstem“, wie man es mitunter sogar in den niedrigsten Schichten seines Volkes antrifft. Sein Gesicht trug den leidlichen Hauch von der Bronzebräune des Südländers. Eine sehr intelligente Stirn, eine gerade Nase und der Ausdruck der Lippen—das ist eines, wie mit dem Fingel hingetastetes Vortreffliches—ver-einigten sich zum Gedränge hohen Stolz-zes, der jedoch durch ein Paar lächelnde sanfter Sammetaugen gemildert wurde; die ganze Schwermuth der slavischen Rasse lag in ihnen.

Hermann ließ sein Auge von dem Polen, wiewohl er keine Wiener machte, die allgemeine Bemerkung zu thien. Endlich begann er sich, daß er keine Zeit zu verlieren hatte, wollte er die schließliche Bittensumme nicht ver-säumen. Dem Vater einen Gruß zu-schicken, verstand er im Thore, um sich der Schloßtreppe zuzuwenden.

Der Empfangsgeleier der Gräfin eben im Stockwerk ließ unmittelbar an die große Bibliothek und war durch ein geräumiges Vorzimmer und ein er-streutlich ausgeschattetes Kabinett zu-er-reichen. Die Schloßherrin stand an einem der offenen Fenster, die nach dem Hofe hinausgingen. Sie hatte wohl ebenfalls das Reitergeschick des jungen Mannen da unten beobachtet.

Ein diplomatisches Vokalein klappte über Hermanns Lippen, als er beim Eintreten diese Wahrnehmung machte. Im Weiteren war seine Haltung von einer keusche Unerbittlichkeit Unbe-kantheit. Die Unerbittlichkeit, die er in

seiner Begrüßungsphrase andeutete, konnte nicht falopp angebracht wer-den. Die hohebesessene Erscheinung der Dame imponirte ihm entschieden nicht im Geringsten. Und doch war es echte Birkheid, was von dem Wesen Gräfin Adelgundes ausging. Die hohe, bogene Figur in den schwarzen Spitzengewändern hatte eine Ver-förderung der würdevollen Träger gel-ten können. Das Weiße, edel geschnit-tene Gesicht in seiner Umrahmung von langen, atmofidischen, goldenen Locken bewahrte den Abglanz einer einst blühenden Schönheit, trotz seiner fünf- undfünfzig Jahre und einem Anstrich schmerzlicher Kummer, der sich in diesen Jagen im Laufe der Zeit gewisser-maßen verheiratet zu haben schien.

„Verzeihen Sie sich als zu Hause auf Birkheid, Herr Doktor!“ erwiderte sie seine Anrede mit einem schat-tenhaften Lächeln. „So freut mich die Ihre Eltern, die ich sehr schätze, daß Sie ihnen wieder den Anblick des lange entbehrten Sohnes gesehen. Es war wohl auch auf Ihrer Seite die Schmach nach der Heimath, was Sie wieder zurückbringt.“

„Nein,“ erwiderte Hermann einfach. „Ich bin gekommen, um—Eurer Erlau-cht eine Mittheilung von höchster Wichtigkeit zu machen.“

„Wozu?—Aber—Ihr Vater sagte mir doch—“

„Meine Eltern wissen ebenso wenig als sonst Jemand den wahren und ein-igen Grund meiner gegenwärtigen Anwesenheit auf Birkheid. Ich komme auch nicht direkt von New York, wie man allgemein annimmt, sondern halte mich schon einen Monat in Europa auf—um Eure Erlaucht in eben der Angelegenheit zu bitten, die mich hierherführt.“

„Wie vertheile ich das?“ fragte die Gräfin mit Staunen. „Und was ist das für eine Angelegenheit?“

Hermann konnte nicht gleich ant-worten, denn aus dem Hofe schallte eben wieder großer Lärm herauf. Er stand nahe genug am Fenster, das die Gräfin während ihrer letzten Rede ver-lassen hatte, um zu sehen, wie der Mann von dem zitternden Pferde herab-sprang, es einem Reitknecht überan-wortete und von den Leuten mit geräuschvollen Anrennungsbewegungen umringt wurde. Der weiße Block nahm ihn nun am Arme und zog ihn im Verein mit den lärmenden Domestiken in's Haus, wahrscheinlich, um ihn mit einem kleinen Ehrenraum zu be-wirthen.

Hermann wandte sich jetzt mit einer Gebärde an die alte Dame, die um Ge-hör bitten sollte.

„Um mir alle Aufmerksamkeit für meine umständlichen Eröffnungen zu sichern, will ich Eure Erlaucht zur Einleitung gleich die interessante That-sache berichten, daß ich in New York die Bekanntschaft eines gewissen Grafen Bogumil Morawinski gemacht habe.“

Das war allerdings eine wirkungs-volle Wendung, sich die Aufmerksamkeit Ihrer Erlaucht zu sichern. Die Gräfin fuhr zurück, als wäre zu ihren Füßen eine Granate geplatzt. Dann rief sie nach dem Stuhle, den ihr Hermann mit galanter Zuverlässigkeit herbeiführte, und ließ sich ein Bild vollkommener Fassungslosigkeit—darauf nieder.

„Bogumil—Morawinski!“ kam es hallend von ihren blutroth gewordenen Lippen.

„Da dieser Name Eure Erlaucht keine freudvollen Erinnerungen zu er-wecken scheint, so darf ich wohl ohne Weiteres die fernere Mittheilung daran knüpfen, daß dieser Herr gegenwärtig—nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

„Ah!“—Gräfin Adelgunde sah den Sprecher mit weit aufgerissenen Augen an, und es war wirklich ein Zeugniss der Erleuchtung, der jetzt ihrer stürmlich athmenden Brust entstieg.

„Ja, Graf Morawinski ist todt—seit etwa sechs Wochen—und Eure Erlaucht sind nunmehr wirklich Wittve.“

Die Dame starrte langsam, mit etwas schwerfälliger Hand, ihre abstrahen-ten Augen zurück und brauchte noch eine kleine Weile, sich zu sammeln.

„Das war es also, was Sie mir zu melden gekommen sind, Herr Doktor?—Ich danke Ihnen für Ihre Be-merkungen, aber—“

„Frau Gräfin sehen darum noch nicht ein, warum ich Ihnen diese Todesnachricht persönlich überbringen mußte, und die Art und Weise, wie ich mit Herrn v. Morawinski zusam-mengetroffen bin, seine letzten Lebens-verhältnisse und die Umstände seines Todes, das sind alles Dinge, denen Sie—in einer leicht verständlichen Abmahnung höchst unerwartlicher Begeben-heiten—nicht gerne nachforschen möch-ten?“

„Sie verhehlen mich in der That vortheilhaft.“

Hermann verneigte sich und fuhr fort, als ob er nicht unterbrochen wor-den wäre: „Ich werde auf diese pein-lichen Momente auch nur so weit zurückkommen, als es unbedingt nöthig ist—um mich des Auftrages zu ent-ledigen, mit welchem mich Herr Doktor er-leuchtet Herr Bogumil in seiner letzten Stunde betraut hat.“

„Ein Auftrag an mich—von meinem—von Graf Bogumil?“ Und da winkte sie schon mit heftig abwehrenden Hand. „Wenn es seine Bitte um meine Ver-zehung war, so komme ich Ihnen mit der Versicherung zurück, daß ich längst verziehen habe—so weit es eben in den Kräfte eines Menschen liegt, der das ich wiederfahrenes Uebel als ein Straf-gericht des Himmels anzusehen ge-lernt hat. Mein Dasein weiß nichts mehr von den Verden, die Graf Mora-winski selbst zugestanden hat.“

Herrmann selbst ließ sich nicht durch die Gräfinen Worte hindern, sondern fuhr fort, wie er sich selbst zugestanden hat: „Ich habe seit sieben Jahren nur der Ruhe um den Vater, den der Unglückselig-keit seiner Tochter einmalig getödtet hat. Ich habe also dem Grafen Bogumil Ihnen die mir mögliche Verzeihung ange-bieten lassen, indem ich ihn aus mei-nem Gedächtniß strich.“

„Ich begreife,“ erwiderte Hermann mit einer traurigen Vergegenwärtigung, „immer abgesehen wissen, und glauben nun um so sicherer dies Ziel erreicht zu haben, als der Tod Desjenigen, der schon seit manchen Jahren nur nach dem Namen nach Ihn hatte gewesen, die Scheidung ja vollkommen gemacht hat. Wie aber, wenn der letzte Wille des Grafen Morawinski von einer Art wäre, die aus jener sämterlichen Ver-gangenheit zu einer vererblichen Zu-kunft leitete könnte?“

„Ich vertheile nicht.“

Hermann wachte einen Augenblick nach dem letzten Aufspruchenden. „Um mich deutlicher zu erklären, müs-sen mir Erlaucht ich gestatten, daß ich mancherlei Rücksichten der Dis-cretion bei Seite lasse und mireren Fall so behandle, als hätte ich eine amtliche Aufgabe.“

„Sprechen Sie immerhin ohne Be-denten!“ sagte die Gräfin. „Ich sehe schon, Sie sind in die Verhält-nisse, die ich gerne vor aller Welt ver-steht hätte, vollkommen einge-weiht.“

Hermann verbrachte sich auf's Neue und begann dann wieder: „Ihre un-glückliche Ehe mit dem Grafen Mora-winski ist nicht, wie man hierzulande allgemein glaubt, kinderlos geblieben. Sie hatten drei Söhne, Frau Gräfin.“

„Sie machte drei ihrer vorigen Be-merkung eine Bewegung des Staunens über seine genaue Kenntniß der Ver-hältnisse. Dann sagte sie heftig: „Noch einen Augenblick! Sie kannten den Grafen Bogumil längere Zeit?“

„Zeit zwei Jahren. Er hat mir Vieles aus seinem vierzehnjährigen Schicksal mit der Tochter des Grafen Vedegar v. Czerwegy mitgetheilt. So zum Beispiel, daß er in Preußen seine Braut aus dem Hause des ihm stets freundlich gesinnten Vaters ent-führt und daß Graf Vedegar seiner Tochter gefolgt habe, während er aus der Ferne formell die Einwilligung zu ihrer ehelichen Verbindung mit dem geachteten Schwiegereltern gab.“

Gräfin Adelgunde sank für einen Moment an die Stuhllehne zurück und schloß die Augen. Dann sagte sie laut-er, mit milder Stimme: „Der Vater-stuch trug auch seine Frucht; hat Ihnen der Herr Graf das ebenfalls gesagt? Hat er Ihnen gesagt, was ich leiden mußte, bis meine Verlobung der schrecklichen Entschickung, die sich meine unjüngliche Lebensschickung in wil-deren Haß verwandelte?“

„Ich konnte es mir leicht zusam-men-rufen, denn Herr v. Morawinski hielt es mir gegenüber nicht für nöthig, seine Vergangenheit zu beschönigen; er konnte ja nichts mehr verhehlen. Und so weiß ich, daß Frau Gräfin schon nach den ersten fünf Jahren, in denen Sie den Mann Morawinski trugen, nicht schuldiger gewinnt hätten, als sich von ihm trennen zu können. Aber da hatten Sie bereits einen Sohn. Und die Schmach, welche die Gattin an der Seite jenes Mannes nicht dulden wollte, mußte die Mutter seines Kindes ertragen. Nach acht-jähriger Ehe hielten Sie das zweite Kind in den Armen, und nach weiteren vier Jahren das dritte.“

„Ich theilte beträchtlich damals diese Kinder als Geschenk des Himmels—mir zum Troste gesagt.“ Hüsterle die Gräfin, als spräche sie mehr zu sich selbst. „Und doch waren sie eigentlich nur die Ketten, die mich in mein Mar-tyrium schwebelten. Hatte ich weniger an ihnen gehangen, hätte ich es über's Herz gebracht, sie zu verlassen, so wäre ich früher von dem Unseligen erlöst worden, dessen Verden ich ja doch nicht aufhalten konnte.“

„Da es Knaben waren, wären Sie bei einer gerichtlichen Scheidung dem Vater zugesprochen worden.“ beharrte Hermann, „denn damals galt ja Herr v. Morawinski—wenigstens den Be-herden gegenüber—noch als ein Ehren-mann.“

Die Frau ließ sich auf die Lippen. Dann nahm sie die Erinnerungen an ihre Kinder wieder auf. „Gott hat mich leider getraut für meinen Irthum. Benige Wochen nach der Geburt meines jüngsten Kindes raffte ein tödtlicher Tod die beiden älteren Knaben dahin; in meinen Armen mußte ich die Armerlein an der Braune erkrän-ken, sehen, daß er Art entziehen konnte—und Bogumil feierte zur selben Stunde den Trauer im Kreise seiner sauberen Ge-sellschafter.“—Ein Schauer des Aets durchdrachte die alte Dame bei dieser Erinnerung. „Zwei Jahre später war es so weit mit ihm gekommen, daß ich endlich auf die Trennung von ihm dringen konnte, ohne ihm das mir ge-bührende Kind überlassen zu müssen, denn nun handelte der Name des Grafen Morawinski als der eines Verbrechers am Pranger. Es gelang ihm zu ent-fliehen, wie man ihn verhaftete—um so besser, dachte ich, so wüßten sich die Scheidungsformalitäten vor der Behörde rasch ab, und mit blühendem Gesicht die letzte Schwand erwart: den Vater meines Knaben im Justizhause zu sehen.—Aber mein Verdensteht war noch nicht völlig geleert; wenige Tage nach der Abreise meines Mannes verlor ich auch mein letztes Kind.“

„Sie drückte die Hände vor's Gesicht und lämpfte die Bewegung nieder, die da ihre Brust erschütterte. Her-mann trat ihr jetzt einen Schritt näher.“

„Der Knabe hieß Bladimir, nicht wahr? Er ist, wie ich heißt, in dem See ertrunken, der zum Gute Koda-nomka des Grafen Morawinski gehörte, während Sie eben im Begriff waren, diese Bestimmung zu verlassen und mit dem zwanzigjährigen Knaben zu Jareu erlauchten Vater zurückzuführen.“

„Auch das wissen Sie?—Aber ja, ja, er kann es so erzählen haben. Er soll sich damals zunächst nach Paris ge-wandt haben, und es mag ihm gelungen sein, mit einigen seiner früheren Ge-nossen in Verbindung zu bleiben. So war es wohl?“

Hermann wurde stillschick. Die Leide des Kindes wurde nicht gefun-den, wohl aber die seiner Mutterin, die sich in der Verwirrung dem Knaben nachgehängt haben i fte, entwerf-ten ihn zu retten, da er von eben Selbst-mord zu verüben, da sie das ihr anver-trauten Kind verloren sah. So konnte

man wenigstens annehmen.“

„Sie sind gut unterrichtet. Ja, so war es—so, mir lebt jede Einzelheit noch mit schmerzlicher Deutlichkeit im Gedächtniß. Es war an einem milden Aprilnachmittage nach einer Woche stürmischer Frühlingswetter—auf Koda-nomka war Alles gerad—ich mußte ja bereits durch die Nachbarn, was es diesmal mit dem Verenden meines Mannes für eine Bewandniß hatte—er war seit drei Tagen auf der Abreise. Ich wagte es, von einer schö-nen Zukunft zu träumen—ich wollte Alles hinter mich lassen, die Abwid-lerung meiner Schicksalsstunde durch den Anwalt befragen lassen—und fort, fort von diesem Koda-nomka, das mir vierzehn Jahre lang eine Hölle gewesen—es gehörte uns von Westwegen auch schon lange kein Stein und kein Palm mehr darauf.“

„An diesem Nachmittag lag ich, fuhr die Gräfin fort, „erschöpft nach dem namenlossten Antrage des ver-gangenen Tages, an dem mir über das Verbrechen Bogumils Gewissen ver-schuldigt worden war, auf dem Bahnhöfe. Bladimir stürzte mich mit seinem fin-dlichen Muthwillen, darum nahm ihn Helmina, seine einzige Nichte, hinaus—auf einen Spaziergang in die nächste Umgebung; es war ja ein so herrlicher Tag. Die Unglückseligkeit war schon früher mehrmals im Garten eingeschla-fen und der Knabe davon gelaufen.“

„Darum war ihr der Weg nach dem Koda-nomka ausdrücklich verboten worden. Dieser See, der vom Volk-smunde als unerschöpflich bezeichnet wird, war um diese Jahreszeit über seine Ufer getreten und überflutete die Gegend, das sonst eine Art von Sümpfen um ihn bildete.—Wie es nun so kommen mußte, wie Helmina so leichtfertig sein konnte, den Knaben aus den Augen zu lassen, wie die Sache überhaupt zuging—das wird kein Mensch mehr ergründen. Als ich, nach mehrwöchentlichem Suchen, erwachte, in Sorge um die ausbleibende Dienerin die Leute nach ihr ansuchte, findet man die Pflückeressene ertrunken im See, mit den Händen in dem über-schwemmten Ufergebüsch hängend, in der einen Hand noch das Büchlein des armen Kindes haltend. Die Leiche des Knaben aber gab das trübselige Wasser nicht wieder.“

Hermann war im Begriff, eine rauche Bemerkung einzurufen, als er aber die Gräfin so in ihre schmerz-lichen Erinnerungen verfallen sah, ließ er sich wieder auf die Gegenwart zu be-zugeln. Sie riefte sich auch bald auf, sich diese Reminiscenzen mit einer ener-gischen Gebärde gleichsam aus ihrem Bewußtsein zu werfen, und sagte plötzlich in einer gleichmüthigen harter Betonung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Wille sei geprie-nen—und ich vertheile ihm! Amen.“

„Die Zeit hat Sie über diesen Ver-lust getrübt, Erlaucht.“

„Ich fou rasch zur Einsicht,“ ent-gegenete sie, „und jetzt vor nichts Weid-müthiges mehr in ihrer Rede.“ Wäre der Knabe am Leben geblieben, ich hätte ihn der Kirche geweiht und Priester werden lassen, daß er seinem fän-digen Vater vor dem Allerbarmer ein Fürsprecher sei. Der Himmel hat die-ses Opfer zugewendet, und es war gut so, denn das Erbtheil des väter-lichen Mannes wäre meinem Sohne in späteren Jahren sicherlich verhängnis-voll geworden. Göttliche Gnade war es, daß Bogumil Morawinski drei Söhne im unglücklichen Knabenalter zu hinterlassen, unter so bestlichem Ein-griffen der Vorsehung, und mir meine damalige Blindheit ließ mich deswegen wieder frei haben.“

„Wie aber, Frau Gräfin,“ fragte Hermann plötzlich, „muss es sich nun mit einem Male herausstellen sollte, daß Ihr jungstes Kind nicht ertrunken ist, sondern lebt?“

„Sie wies ihn mit einer gering-schätzigen Kopfbewegung zurück. „Eine müßige Frage!—Oder wäre es das vielleicht, was Sie mir noch sagen wollten?“

„Ich begreife, daß Ihnen der Ge-danke daran nicht gleich sichtbar wäre. Aber es ist so, wie ich sage, Ihr Sohn Bladimir lebt. Er ist nicht im See von Koda-nomka umgekommen, son-dern der damals zwanzigjährige Knabe ist entfahren worden.“

„Entfahren? Von wem?“

„Von seinem eigenen Vater.“

Die Gräfin zuckte zusammen, aber gleich darauf erwiderte sie mit einem verächtlichen Acheln: „Glauben Sie wirklich an diese alberne Sage, die man Ihnen aufgebunden hat?“

„Ich muß wohl, denn ich habe die Wahrheitseweise in Händen.—Ge-statten Sie mir, Erlaucht, den Her-zog so zu schäubern, wie ich ihn mir denke. Die Wäuterin war im Gedäch-nisse am See eingeschlossen—vielleicht hat amfängs auch das Kind neben ihr gerathet; sein Ent, den sie ihm abge-nommen, kamte ja dafür sprechen.“

Der Knabe hat sich dann erhoben, vor-sichtig genug, um die Wäuterin nicht zu wecken, von der er aus Erfahrung weis-sen, daß sie sonst seiner Bewegun-gen freudig lästige Zuträgen gewesen hätte. Er entsetzt sich also und beugt sich auf den nahen Feldweg, der vom Thore auf am Herrschauwe von Koda-nomka vorbei, in das Gehölz; und durch die-sen Weg nach dem verlassenen Gute führt, das dem irrtümlichen Freunde des Grafen Morawinski gehörte. Der Knabe ver-ließ diesen Weg, kammt in das Wald-gehölz und—stieß sich da plötzlich seinem Vater gegenüber, den er schon mehrere Tage nicht gesehen hat.“

„Was drückte Sie sich da zusam-men?“ unterbrach ihn hier die Gräfin drohend. „Erzählen Sie—Wahnen?“

„Nein,“ erwiderte die That-sachen, wie ich sie am dem Munde des sterbenden Grafen Bogumil vernahm.“

„Er war an jenem Tage noch in der Nähe von Koda-nomka gewesen?“

„Er hatte die Gelegenheit zur Abreise nicht benutzt, die der Vater Kaufmann aus Grund des gefährlichen Sees-falles seiner Verlobung erwirkte?“

„Erlaucht—dieser von der Hand Ihres Gemahls gefällige Wechsel

stand sich an jenem Tage, während ich in der Verwahrung des Aut-mannes—Graf Morawinski sowohl wie seine Summe warteten eben nur durch den Herrn Kaufmann von der vorzei-tigen Entlassung jener Fälligkeit. Der Kaufmann, der später herbei wegen seiner unaußerer Wadenhaftigkeit die Reife nach Thüringen antreten mußte, hatte nachtrags Gründe dafür, dem Grafen Bogumil eigenhändig das Hin-terbüden einer Abreise zu öffnen. Aber Herr v. Morawinski konnte von diesem freundschaftlichen Will nicht so-gleich Gebrauch machen, denn ihm fehlte verständig das nöthige Geld zu dem Auszuge über die Grenze. Seine Freunde, die ihm schon deshalb bei-springen mußten, weil sie zum Theil mit ihm in eine der damals—um das Jahr 1865—in Polen sehr häufigen politischen Verwirrungen verwickelt waren und seinen Verzicht zu finden hatten, schloßen das Geld zusammen, so gut und so eilig es ihnen bei ihrer eigenen Verlobung nur möglich war. Aber Herr v. Morawinski ließ sich dem Kaufmann inbelsben dem Gehallen, sich in einer Kohlerütte, die zum Gute seines Nachbarn und vertrauten Freun-des gehörte, verborgen zu halten, denn der betrogene Vater Kaufmann hatte wegen der Beschuldigung ja schon Earm geschlagen.—Erwähnen nun Graf Erlaucht den Zusammenhang?“

„Bogumil fühlte sich sicher genug, in der Nähe zu bleiben.“

„Er war bereits im Begriffe, sich auf den Weg zur endlich gesicherten Abreise zu machen. Am Abend sollte ihm an der Grenzhöhe der Wäuter das fest-ge-setzte Wägelchen erwarten; als Aus-bruch war ein unumfänglicher Fehderich von einem Nachbarn getrieben worden, und Morawinski gedachte natür-lich Verzeihung anzulegen.“

„Und Morawinski war nun so un-geschickt gewesen, sich auf diesem Ge-rade mit dem Knaben aufzubringen? Er, der das Leben von Frau und Kind auf's Spiel gesetzt hatte, um sich der leichtesten Unbequemlichkeit zu ent-ledigen? Wenn er vor Ihnen mit den Gebrühen des zärtlichen Vaters ge-sprochen hat, der sein geliebtes Kind mit sich nehmen wollte, so erkenne ich darin so recht den elenden Vagier, der er immer gewesen ist.“

„Frau Gräfin, ich kenne Herrn v. Morawinski ebenfalls recht gut und hätte ihm solche Morale jener Kindes-entführung nicht geglaubt. Er dachte nicht einen Augenblick daran, das Kind zu beholten. Aber er nahm die sich bietende Gelegenheit eines fürchtbaren Nadelstiches wider Sie wahr. Sie trugte vorhin, Sie hätten Ihren Gat-ten im Laufe der Jahre lassen ge-lernt; da wissen Sie wohl auch, daß er diesen Paß um so glühender und un-däcker erwiderte, als er Sie nach un-schmeichlichen Muth, um durch Ihre Vermittlung nach und nach jene Un-summen zu erlangen, um die das Ver-mögen des Grafen Vedegar v. Czerwegy geschmälert wurde. Wie oft hat Sie es ihm in der Weidheit gelaubt, daß nur Ihre Liebe zu dem Kinde die Ursache sei, was Sie noch bei ihm auf Koda-nomka zurückhielt. Er wußte genau, wann und wo Sie sich jur-istischen Rath zu der tausendmal be-absichtigten Scheidung geholt hat-ten, und daß man Ihnen gelobt, Sie müßten ihm in solchem Falle nach dem Landegefesse das Schindeln über-lassen, so lange Sie ihm nicht ein direktes Verbrechen beweisen könnten. Das Sie jetzt triumphieren, daß Sie das Kind beholten durften—und jubeln über die Befreiung von der Fesseln in Ihr Vaterhaus zurück-kehren würden, schon das allein wäre für ihn ein Sporn gewesen, Alles in Bewegung zu setzen, um Ihnen eine ewig schmerzende Wunde als Andeken zu hinterlassen. Zudem sollte neue Muth in ihm über die bestimmte Art, mit welcher Sie kurz vor seine Zu-muthung zurückgewiesen hatten. Ihren Vater abermals um finanzielle Hilfe anzurufen—er hätte dieses Geld eben zur Einlösung des gefährlichen Wechsels vor der Verfallzeit gebraucht; Sie blieben fest und mußten sich ja auch an die enghärtige Erklärung des Grafen Vedegar halten, daß er seinen Paß nicht mehr eifern werde, und gäbe es selb-ten die Eidam damit—vom Galgen zu retten. Diese Worte Ihres Vaters, die Sie ihm in jener fürchtbaren letzten Streitweise wiederholte, steigerten die Rachgier des Mannes vollends. Ermessen Sie nun, wie er frohlocken mußte, als ihm der Zufall in letzter Stunde so die Möglichkeit zur Befreiung dieser Rache in die Hände fielte. Was hätte er Sie empfindlicher treffen können, als in der Mutterliche, aus der Sie allein die Kraft zu Er-haltung Ihres Gemüths er-schöpfen hatten?“

Gräfin Adelgunde schauderte. Aber noch sträubte sie sich, zu glauben, was man ihr da sagte, nicht, weil sie Bogu-mil Morawinski eine so unangehme Poeschelt nicht zugestanden hätte, sondern weil sie da in einer Minute eine Ver-gegenwärtigung angehen sollte, auf der sie in diesen manig Jahren ein neues Leben begründet hatte.

„Bahren Sie fort!“ sagte sie end-lich. „Was soll dann weiter mit dem Kinde geschehen sein?“

„Graf Morawinski brachte es die-seits der Grenze—auf preussischen Boden—bei einem polnischen Bauer unter. Das war damals nicht schwer. Der jüngste Anstand unter den rus-sischen Polen hatte Tausende von Flüchtlingen über die Grenze ge-worfen, und immer noch gab es, zumal unter den Schladigen, genug Männer, die, neugierig-kommissarisch, die Heimathselbst zu verlassen gewun-nen waren, weilten sie dem polnischen Strafsysteme entgehen, welches das neue Gouvernement bis zu Ende der sechziger Jahre beschloß. Und haben bei uns vor vieltheil kein Eingeg-ferne—irgendeine Beziehungen zu den rus-sischen Rebellen unterhalten hätte. So brachte Bogumil, als er in die Hölle jenseits Wäuter trat, nur anzu-deuten, daß er politischer Flüchtling sei, und daß er sein Kind dem polnischen

Traver anvertraute, um einer neuen Aufnahme sicher zu sein und sich des Knaben zu entledigen. Später, in Paris, wo er als angeblich politisch-kommissarischer in der Absicht seiner entflohenen Landleute lange genug Sicherheit und materielle Unterstützung fand, erfuhr er durch den Bericht seines Freundes, daß sein Sohn auf Koda-nomka ertrunken sei, das heißt: daß jener Zufall, der ihm die Möglichkeit seiner Rache wider Sie gegeben, das Ziel zugleich auf die vollkommenste Weise getroffen hatte. Die Wäuterin, die aus Verzweiflung über das Ver-schwinden des Kindes den Tod im an-getretenen See—getraut, hatte ihm mit diesem Selbstmord die Fälligkeit ge-liefert, daß das Geheimniß über den Verbleib des Knaben nie entdekt werden würde, wenn er sich nicht selbst einmal dazu entschließen wollte.“

Die Gräfin stieg mit verdrückten Armen in dem großen Zimmer auf und nieder. Hermann wollte die Zeit lassen, sich an das Ungeheuerliche seiner Mittheilungen zu gewöhnen, und schweig. Seine Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem Schloßhofe zu, wo eben abermals das Geräusch von Pferde-hufen herandrang.

Der Offiziersburche Jan zog eben sein eigenes Pferd, auf dem er gelom-men war, aus dem Stalle, und plauderte dabei mit dem Wäuter und einigen Stallburken, die ihm das Geleit gaben.

Gräfin Adelgunde trat jetzt an Her-mann heran. „Er bringt aber nicht, daß Herr v. Morawinski nicht eben erst durch die Nachricht von dem Tode seines Sohnes die Möglichkeit gegeben ist, die ganze Entführungsgeschichte zu erkunden? Ich könnte mir sehr gut denken, daß er sogar in seiner Zerknirschung noch einen Beobach-ter gegen mich führen wollte und—“

„Mir diesen raffiniert ausgeschliffelten Roman vorsetzen läßt—in der An-nahme, daß ich nun den Rest meines Lebens mit verzweifelten Verdächtigun-gen nach dem Kinde zubringen würde.“

„Hier, hier, Frau Erlaucht dem Grafen doch Ehracht, denn er hat mit alle Mittel an die Hand gegeben, den Verhüllungen aufzulegen zu machen, und ich—habe ihn auch wirklich gefun-den.“

„Ah!—Und dennoch—es kann Alles Trag und Täuschung sein—ich glaube an die Wiederkehr des Todten nicht eher, bis ich ihn nicht in Fleisch und Bein vor mir sehe.“

„Dazu kann ich Eure Durchlaucht selbst verhelfen,“ entgegnete Hermann gelassen.

„Wie—mein Sohn—oder Der, den Sie so nennen—er wäre—in der Nähe?“

„Da unten steht er!“

Er zeigte in den Hof hinab. Die Gräfin sah ihn an, als habe sie ihm im Ver-dachte, sich einen freitonen Spazier zu erlauben.

„Was meinen Sie?“

„Den Mannen, der sich da eben in den Sattel schwingt.“

„Der Purche des Barons Brinnow?“

„Ja, Gräfin,“ erwiderte Hermann, „das ist der Herr Jan.“

„Die Gräfin stützte sich schwer auf das Fensterbrett, und dem Hermann zurück-gewandt, und sah mit entsetztem Blick in den Hof hinab. Sie sah, wie Jan, der schmucke Mann, auf seinem Braunen in der Thoreinfahrt ver-schwand, er hatte noch respektvoll salu-tirt, als er die Schloßthor an Fenster-gewichte; und noch eine Weile, nachdem sich seine Menschenlebe mehr da unten regte, stand sie so da, wie in Verleir-nerung.“

Endlich drehte sie sich langsam um, falt und hochaufgerichtet, und sagte nur ein einziges, gebieterisches Wort: „Beweise!“

Hermann verneigte sich, als habe er nur auf diese Aufforderung gewartet. „Die Aufzeichnungen, die Herr v. Morawinski zur Verfügung stellen konnte, erwiesen sich als sehr genau und richtig. Ich habe nämlich gleich im ersten Augenblicke eingeschrieben, daß ich mit meiner Vortheil nur dann vor Eure Erlaucht hintreten dürfte, wenn ich zugleich die unzweifelbaren Beweise zu den behaupteten Thatfachen beibrin-gen könnte. Es ist mir gelungen.“

Der Bauer, dem Graf Bogumil in den zwanzigjährigen Knaben überantwortet, ist glücklicher Weise noch am Leben und wohnt noch in demselben Dorfe, in demselben Hause. Dies Dorf heißt Driestow und liegt bei Kallinitz, nahe an der russischen Grenze, also nicht allzu entfernt von uns, der Mann selbst heißt Wladislaw Stalicki.“

„Sie haben ihn gesprochen?“

„Gewis.“

„Und ihm gesagt, daß—“

„Verzihen Sie sich, Frau Gräfin, ich habe nicht einen Moment vergeffen, daß es sich um Ihr Geheimniß han-delt, daß ich also kein Recht habe, ohne Ihre Erlaucht einen Dritten einzun-weisen.“

Die Dame athmete erleichtert auf, um hierauf in freundlicherem Tone zu sprechen: „Wie haben Sie den Mann dann ausgefragt?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich sagte ihm, ein mittlerweile verheirateter Freund, der einst da Dra-hen im Vedzer Observatorium an der Villa begünstigt gewesen, habe mir das Geheiß gemacht, seinen wichtig-sten Knaben am 17. April 1865 hier als Flüchtling untergebracht zu haben, und es interessire mich, den mannehr zum Wäuter Erwaunten kennen zu lernen, um ihm vielleicht förderlich sein zu können. Als ich mich durch Anführung aller Einzelheiten legitimi-riert und alle Vortheile dafür geliefert hatte, daß dem guten Alten ob seines damaligen Verhaltens keine Ungelegen-heiten entstehen könnten, riefte er mit der Sprache heraus und sagte, was er sagen konnte. Das war eigentlich nur so viel, daß spät am Abend des genann-ten Tages ein Fremder bei ihm einge-treten sei, den er an seiner Kleidung und seinem ganzen Gebaren sofort als einen Herrn, einen von der betrüb-

ten Schinona erkannte. Er hatte auch zugleich erzählt, daß er da einen Flüchtling vor sich habe, und eben des-wegen habe er es vermieden, genauere Auskunft zu verlangen, um später ein-mal vom Herr Erwaunten mit gutem Gewissen nachzugehen beizuhelfen zu können, daß er nicht gewagt habe, wenn er behauptet—Aun, er hätte auch wirklich keine Ahnung von dem Namen des Grafen und dem des Knaben, und Morawinski fand es in seinem Plane gelegen, ihn auch in dieser Unkenntnis zu lassen. Der Graf blieb nur die eine Nacht und legte nach vor dem Morgen-graben seine Reise fort. Der kleine Bladimir, der sich ihm schlafend in's Haus brachte, erwachte erst, nachdem sein Vater schon weit war. Er wurde vom Wäuter Stalicki, der vor Kurzem erst einen gleichalterigen Knaben verloren—Graf Bogumil, der das im Dorfe erkundete, hatte sich eben darum an ihn gewandt, an Kindesfuß auf-genommen und fortan Jan genannt, wie der Verlorene. Die Heimath hat sein Silbervermögen wohl bald ver-gessen, und wenn ihm eine Erinnerung davon geblieben, so ist es ihm wohl wie eine Art von Traum gewesen.—Ich habe den Jüngling gerne gesehen, aber das war nicht möglich, weil er, wie ich erfuhr, zur Zeit bereits sein

drittes Militärsjahr bei den Breslauer Mannen abdiene, wo ich ihn als Puz-schen des Meutenants Archibara v. Primen antreffen könne.—Erlaucht mögen ich mein Erlauchen ausmalen, als ich in der Breslauer Wohnung des Herrn Wäuter erfuhr, daß er sich kommt keinem getrennen Jan zum Urlaubsaufenthalt auf seine Verlob